

Woche auf Woche schwand dahin. Die Geschwister sahen Niemand, als den stummen Leibeigenen, welcher täglich zur bestimmten Stunde kam, um schweigend den Gefangenen ihr karges Mahl auf den Boden zu stellen, das sie mit genügsamer Heiterkeit und ohne Klage verzehrten. Sie hatten sich an ihre Lage gewöhnt, so traurig sie auch war; sie entbehrten nichts und wünschten nichts, als nur immer so bei einander bleiben, Glück und Leid mit einander tragen zu können. Die Liebe, die reine, heilige, himmlische Liebe, die Gott in ihr Herz gepflanzt hatte, tröstete sie über alle Einsamkeit und alle Entbehrungen, und versüßte ihnen den bitteren Kelch der Leiden, den sie so früh schon zu leeren bestimmt waren.

Aber ach, auch dieses so bescheidene und stille Glück sollte ihnen nicht lange mehr zu Theil werden. Neue Schmerzen, neue Kümmernisse, bitterer und brennender noch, als die bereits überwundenen, sollten das schwache, unbeschützte Herz der armen Kinder der Verzweiflung nahe bringen.

Der Sommer verging und der Herbst mit seinen kalten Nächten, seinen Regengüssen, seinen brausenden Stürmen kam heran. Durch die zerbrochenen Fensterscheiben wehte der kalte Wind in das Gefängniß der Geschwister herein, und der strömende Regen überschwenmte öfter als einmal den obnehin schon eiskalten Estrich des traurigen Gemaches. Die zarte Olga zitterte oft vor Frost und Nässe, und mit Entsetzen sah Fedor, wie nach und nach die Röthe von ihren Wangen verschwand, wie ihre hellen, klaren Augen erloschen, und wie sie oft vergebens alle ihre Seelenkräfte aufbot, um ihre Felder unter einem schmerzlichen, matten Lächeln